

Pommersche Heimat

Monatsbeilage zum Pommerschen Genossenschaftsblatt. — Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern.

Einsendungen für den redaktionellen Teil sind an den Bund Heimatschutz, Stettin, Turner-Str. 61 oder an die Geschäftsstelle des Pomm. Genossenschaftsblattes Kaiser-Wilhelm-Str. 1, zu richten.



Erscheint in den ersten Tagen
::: eines jeden Monats. :::

Herausgegeben in Verbindung
mit dem Landesverein Pommern
des Bundes Heimatschutz (e. V.).

Nr. 8.

Auflage

Stettin, im August 1922.

14 700

11. Jahrg.

Wie Wilhelm Henning den Geist Pestalozzis in die pommersche Schule brachte.

Im Jahre 1809 sandte das preußische Ministerium Schulmänner zu dem größten Pädagogen der Schweiz, zu Joh. Heinrich Pestalozzi, um Leute zu haben, die dem preußischen Bürger eine bessere Bildung geben könnten. Unter den Auserwählten waren auch drei Pommern: Dreißt, Henning und Kawerau, die hernach ihre Lebenskraft der heimatischen Schule geweiht haben. Ist das Bild eines dieser Pestalozzizünger noch in einem pommerschen Schulhause zu finden? Von Wilhelm Henning gab mir ein verstorbener Danziger Schulleiter ein Lebensbild voll Wärme und Dankbarkeit. Henning hat manches Schulhaus im hinterpommerschen Dörflin vor hundert Jahren sonnig gemacht. Er war seiner Heimat ein getreuer Sohn. Sein Vater war Justizrat in Rügenwalde. Hier wurde er am 26. Juli 1783 geboren. Der kleine Wilhelm war ein aufgeweckter, munterer Knabe mit hellem, braunem Auge und offenem Sinn für alles Schöne in der Natur. Oft hat er sich an der Unendlichkeit des Meeres und dem Brausen seiner Wellen erfreut, wenn seine Eltern mit ihm den nahen Strand der Ostsee besuchten. Die Liebe zur Heimat und namentlich seiner teuren pommerschen Küste begleitete ihn auch durch sein ganzes Leben und bereitete ihm in späteren Jahren oftmals Heimweh. Mit 5 Jahren ging es zur Schule. Wilhelm Henning ging nicht in die Klippsschule, sondern in die Privatschule, welche einige Familien durch einen Kandidaten für ihre Kinder eingerichtet hatten. Dem zu einiger Lesefertigkeit gelangten Schüler bot darauf die Stadtschule, gewöhnlich große Schule genannt, in ihren drei Klassen unter dem Rektor, dem Kantor und dem Küster Gelegenheit zur weiteren Bildung. Diese drei Klassen wurden in einem Zimmer, zu gleicher Zeit, von drei Lehrern unterrichtet. Man denke! Nachdem die Stadtschule zu Rügenwalde absolviert war, kam Henning auf das Ratslyzeum in Stettin und teilte wie in Rügenwalde die Spiele, so hier als Lyceast und Stubengenosse die Studien mit seinem geliebten Dreißt, mit dem er durch sein ganzes Leben in inniger Freundschaft verbunden blieb, der 1836 als Schulrat in Stettin starb. Das Programm des Gymnasiums von Ostern 1803 bringt Henning als fleißigsten Schüler ein Lob. Dann studierte er in Halle drei Jahre Theologie und Pädagogik, besonders angeregt durch Knapp und Schleiermacher, der damals gerade seine akademische Laufbahn begann. Schier zu fleißig war der pommersche Student. Philosophische Muße, die angenehmste Lage eines wißbegierigen Geistes, kannte er nicht. Nach wohlbestandenem Examen begab sich der junge Kandidat nun zuerst nach seiner Vaterstadt zu seinen Eltern. In Stettin, Rügenwalde, Christburg, Marienburg, Graudenz verlebte er im Frühjahr 1806 herrliche Stunden, sah noch einmal Halle, fuhr nach Weimar, Eisenach und Jena und ging dann nach der Schweiz, um eine Lehrerstelle im Bernoullischen Knabeninstitut in Basel anzunehmen. Fernab der Heimat lebte er drei Jahre hangend und bangend

um das Schicksal der Heimat, die der große Korse dazumal erobernd durchheilte.

Dann kam die große Freude: er durfte bei Pestalozzi zur Schule gehen. Seine Freunde Dreißt und Kawerau in ständigem Umgange haben! Ueber die Tage in Yfferten hat Wilhelm Henning Buch geführt. Bei Niederer, Tobler und Blochmann saß der Eifrige stundenlang und sprach über die Lektionen, über die Predigten, über das Unergründliche der menschlichen Seele. Wie er seine Mitarbeiter und Lehrer beobachtete, davon eine Probe aus seinem Tagebuch vom 7. April 1811. Zu Mittag aß ich bei Frau Pestalozzi. Pestalozzi kam auch hinauf am Ende der Mahlzeit. Ich betrachtete während des Gesprächs die Physiognomien. Ich sah sie gerade vor der hellerleuchteten Wand des gegenüberliegenden Zeughauses von Yfferten. Niederers scharf vorgestreckte, spitze Nase, der Winkel zwischen Nase und Stirn, die schöne Wölbung, die sich über der Nase erhebt, verkündet den scharfen Verstand, über welchen die Fülle des Geistes thronet. In Pestalozzis Gesicht liegt viel Geniales, Würdevolles, Patriarchalisches, Großes, Kräftiges, in Krüsis der Charakter des biedereren, schlichten, festen Mannes. — Wie freute sich Henning, wenn ihn Pestalozzi besonders würdigte, ihm Gedanken vortrug, die er in pädagogische Werke bringen wollte. Ja, Pestalozzi hielt ihn wert. In Yfferten lernte Wilhelm Henning seine Frau kennen, die Lehrerin Martha Pfenniger, die als lernbegierige Schülerin nach Yfferten gekommen war. Die Verlobung war am 30. Juli 1810. Martha hatte am Tage zuvor ihren 26. Geburtstag gefeiert. In der letzten Neujahrsrede sprach der Meister zu seinen deutschen Freunden: Ihr Lieben, ein braves Volk, das durch eine Welt von Verderben gelaufen ist, ein Volk, das in seinem Verderben gelitten und in seinem Leiden zu sich selber und zu dem Göttlichen näher gekommen ist, wirft seine Augen auf Euch und erwartet von Euch Handbiedung für den Segen künftiger Geschlechter. Edle Männer haben Euch ausersehen zum ersten, zum heiligsten Dienste des Vaterlandes. Euer in Preußen zu erbauendes Haus steht dann als das Haus eines Landes da und kennt die Schranken meiner Armut und meiner Unbehülflichkeit und meines unreifen, unerkannten und gehemmten Strebens nicht. Freunde, gesegnet sei das Haus, das Ihr schaffen, das Ihr bauen werdet Eurem Könige, Eurem Lande, Eurem Herzen. Ihr segnetet mein Haus mit Eurer Treue; das Curiae werde durch die untrüge wieder gesegnet. — So schrieb dem liebestrebenden Henning sein Vater Pestalozzi am 6. März 1812: Du und Martha scheiden von mir. Ich liebe Euch beide, aber ich verliere Euch nicht. Das Band, das uns bindet, kennt die Weiten der Welt nicht, in jeder Entfernung sind die Herzen sich nahe. Ich weiß, Du opferst mir Genüsse des Lebens. Du entbehrst bei mir. Du ermüdest Dich bei mir. Lohne Dir Gott Deine Bemühungen für mich; er segne Deine Aufopferung, meines Pfennigers Martha, Deine Geliebte, und Dich, treuer Freund. Dein Dich ewig liebender Pestalozzi. — So schrieb Frau Pestalozzi an ihn am 8. April 1812: Ich sollte meine Gefühle kundgeben für

den besten edlen Freund Henning? Ich kann es nicht! Nur stammelnd sage ich: Gott sei mit ihm und begleite ihn auf allen seinen Wegen, ihn und seine liebliche Martha. Die Jahre und Tage, die Sie unter uns lebten, werde ich nie vergessen; deren Erinnerung wird die Mutter mitnehmen in die Ewigkeit. Gedenken Sie auch meiner bisweilen, bester, lieber Freund, als Ihrer Sie liebenden mütterlichen Freundin Pestalozzi. — Am 9. April schieden Wilhelm und Martha aus Jfferten. In Zürich fand am 22. September in der Kirche zu Altstätten die eheliche Verbindung statt. Dann ging's auf die Wanderschaft. Henning wurde als Seminarlehrer nach Breslau berufen, wurde dann aber bald in gleicher Eigenschaft nach Bunzlau versetzt. Hier wirkten an der gleichen Anstalt auch Dreißt und Kawerau. Henning wurde zum Oberlehrer befördert. Von weit und breit erhielt er Schüler zur Ausbildung. Der Graf A. v. Stollberg schickte ihm seinen Sohn zur Erziehung ins Haus. 1825 machte er mit Familie eine Wagenfahrt in die Schweiz und sah auch seinen lieben Meister kieselammelnd am heiligen Steinhäusen auf dem Neuhof. Er machte die Bekanntschaft Karl von Raumers, und in Dresden sah er den Maler Schnorr v. Carolsfeld. Bald nach seiner Rückkehr wurde er als Seminarlehrer nach Köslin berufen.

Das Seminar war im Entstehen. Zwei Lehrer, Menzel und Below, wirkten an der Anstalt und empfingen ihren Direktor mit den Seminaristen, von denen einige Trompeten bliesen, vor der Stadt. Gleich trat Henning sein Amt an. In der Antrittsrede sprach er über sein Schulprogramm. Folgende Wünsche hatte er für die Elementarschule: Tüchtige Lehrer in gehöriger Zahl. Ein würdiges, zweckmäßiges Schulgebäude. Einen hinlänglichen Schulfonds zur Bezahlung der Lehrer. Er versammelte bald die Kösliner Lehrer, vier an der Zahl und vier Hilfslehrer, und die beiden Seminarlehrer zu regelmäßigen Konferenzen um sich. Dann richtete er die Stadtschule ein, beschleunigte die Einführung der Übungsschule (Freischule) und baute beide Anstalten im inneren Betrieb durch Schaffung neuer Pläne und durch methodische Schulung der Lehrkräfte weiter aus. Danach gründete er die Sonntagsschule für Handwerkslehrlinge, die er kräftig durch eigene Unterrichtstätigkeit unterstützte. Hennings Werk war auch die Gründung und Unterhaltung einer Kleinkinderbewahranstalt in Köslin, in welcher die Seminaristen Gelegenheit haben sollten, sich in der Beschäftigung kleiner Kinder zu üben. Indes hatte Henning sich weitere Ziele gesetzt. Im Jahre 1835 begann er die Herausgabe des „Monatsblattes für Pommerns Volksschullehrer zur Förderung wahrer Geistes- und Herzensereinigung in christlicher Führung des Schulamtes“. Es sollte ein Bildungs- und Nachrichtenblatt sein. Viel Liebe und Sorgfalt widmete er jeder Nummer. Am 1. April 1848 trat er, unversehens und ungerne, die Herausgabe seines Blattes an den Schulrat Textor in Stettin ab. Als letzterer 1850 starb, erlosch diese Lehrerzeitung. Henning lieferte den Ertrag derselben Jahr für Jahr an die Regierungs-Hauptkasse in Köslin ab und schuf auf diese Weise einen Unterstützungsfonds für Hilfsbedürftige im Schullehrerstande des Kösliner Bezirks, der zuletzt 1075 Taler in Staatsschuldscheinen und 7 Sparassentaler betrug. Viele frange Lehrerfamilien wurden durch Weihnachtsgaben beglückt. Mit der Begründung des Monatsblattes ging Hand in Hand die Stiftung eines freiwilligen Lehrervereins im Bezirk Köslin. Als Versammlungstag wählte man den Donnerstag nach Pfingsten. Einmal alljährlich tagte der Verein. Manche Worte der Erfrischung, Tröstung, Mahnung und Belehrung kamen über die Lippen des Pestalozzischülers bei diesen Versammlungen. Ein Lehrer hielt eine Lehrprobe, andere hielten Vorträge schulpraktischer Art. Im Monatsblatt brachte Henning die Tagungsberichte. Durch die Vereinstätigkeit hat Henning die gesamte Lehrerschaft im Reg.-Bez. Köslin mächtig und nachhaltig angeregt, indem er den Geist und die Methode Pestalozzis auch denjenigen unter ihnen, die keine Seminarbildung hatten, zum Verständnis brachte. Henning hat das Schulwesen in diesem Bezirk im Geiste Pestalozzis umgestaltet. Treulich half ihm dabei sein Freund Kawerau, der nach der Direktorstelle am Conradinum in Tenkan bei

Danzig Regierungs- und Schulrat in Köslin wurde und dort starb.

Um die Mitte des Jahrhunderts wehte ein neuer Wind vom Ministerium in Berlin her. Die Regulativen warfen ihren Schatten voraus. Diese Bestimmungen stützten auch unsern lieben Henning. Es half nichts, daß einige Seminaristen sich bittend in Berlin für das Bleiben des Direktors verwandten. Es kam eine Revision, und Henning nahm Abschied, um nach dem Süden zu gehen, wo er für seine nervenfranke Tochter, deren Mann Apotheker war, in Zürich Genesung erhoffte. Wenn er nur ab und hin hätte predigen können! Doch der zahnlose Mund und das fremde Hochdeutsch gestatteten es ihm nicht. Er unterrichtete seine Adeptivenfelin und las in theologischen und pädagogischen Büchern. 1858 war er noch einmal im lieben Pommernlande, um alles für seinen Tod zu ordnen. Die Bibliothek hatte das Seminar geerbt. Junge Freunde nahmen ihn auf und geleiteten ihn, den Vielgereisten, südwärts. Im Herbst 1868 wurde Henning von einem heftigen Schnupfen heimgesucht, der in ein Brustfieber ausartete. Trotz schwerer Krankheit ließ er sich nicht abhalten auszugehen, denn es galt, einem jungen pommerschen Landsmann, der sich in Händel verwickelt hatte und ins Gefängnis gekommen war, seine Freilassung, für die Henning sich verwandt, zu verkündigen. Das war sein letzter Gang — ein Liebeswerk. Seine Kräfte schwanden nun schnell dahin. Er sagte zu den Seinen: „Es scheint doch mit mir zu Ende zu gehen; der Herr spricht zu mir in meinen alten Tagen: Nun hast du genug gearbeitet, jetzt kommst du zu mir hinauf nach oben!“ Am 5. November 1868 entschlief er selig. Auf dem Friedhofe des Frauenmünsters bestattete man ihn. Seine Schüler sind ihm schon alle aus dem lieben Pommernlande in die ewige Heimat gefolgt. Pommersche Freunde, vergeßt eures Vaters Henning nicht!
E. W. F r i e d, Danzig-Langfuhr.

Der Naturschutzgedanke und die Jäger.

Von Erich Sielaff, Stettin.

Wenn auch in den letzten Jahren die Naturschutzbewegung im Volke mehr und mehr Fuß gefaßt hat, so gibt es doch immer noch weite Kreise in der Bevölkerung, die den Naturschutzgedanken gleichgültig, ablehnend, ja oft genug feindselig gegenüberstehen. In den meisten Fällen denken sie gar nicht daran, die von den Anhängern der Naturschutzbewegung vertretenen Gedanken einmal einer vernünftigen Betrachtung zu unterziehen, ihre eigenen erstarrten Anschauungen in Bewegung zu bringen, Althergebrachtes auf seine heutige Daseinsberechtigung zu prüfen und sich auf neue Ideen einzustellen. Und was den Naturschützer besonders traurig stimmt bei der ganzen Sache: Es handelt sich in solchen Fällen meist immer um Leute, die, wenn sie in größerer Menge als bisher für die Naturschutzbestrebungen gewonnen werden, ungleich mehr für die ganze Bewegung leisten könnten als noch so weitgehende Vereinsorganisationen. Ich denke da vor allem an Landwirte, Fischer und Jäger. Sie sind durch ihre tägliche Arbeit in steter Berührung mit der Natur, sie können Beobachtungen machen von einem Umfange und einer Mannigfaltigkeit, wie sie dem Naturfreund aus der Stadt kaum der wohlgesinnteste Zufall gestattet, und, was die Hauptsache ist, auf ihrem Grund und Boden finden die bedrängten und zu schützenden Naturwesen aller Art ihre Stätte, und die oben aufgeführten Berufsstände sind die verordneten Schützer. Sie brauchen nur zu wollen.

Den Naturschutzvereinen liegt insolge dessen an der geistlichen Zusammenarbeit mit diesen Interessengruppen ganz außerordentlich viel. Von besonderer Wichtigkeit erscheint das gemeinsame Wirken mit den Jagdberechtigten. In ihre Hand ist das Wohl und Wehe unserer immer seltener werdenden Raubvögel und Raubtiere gelegt, von ihnen hängt es ab, ob wir in zehn Jahren noch einen Fuchs am stillen Oktoberabend auf der Wiese beim Mäusen beobachten können oder unter die Beschreibung in den Lehrbüchern das Wort „Ausgestorben!“ setzen müssen!

Auf den ersten Blick scheint zwischen einem Jäger und einem Naturschützer eine schwer zu überwindende Kluft zu

bestehen, wenn man die beiderseitige Stellung zu den Naturwesen in Betracht zieht. Der Anhänger der Naturschutzgedanken fühlt sich hineingestellt in die ihn umgebende belebte Natur. Er betrachtet sich als Kind der lebenspendenden Allmutter wie jedes andere ihrer Geschöpfe und sieht diese in der Neuordnung der Naturwesen als ihm gleichgeordnet an. Ihm liegt es durchaus fern, in den Wirkungskreis der Natur einzugreifen, in sie Wertungsbegriffe wie „nützlich“ und „schädlich“ hineinzubringen und auf Grund dieser Wertungen die fehlerhaften Natureinrichtungen durch gewaltsame Maßnahmen zu verbessern. Der Naturfreund denkt auch gar nicht daran, die belebte Natur als Wirtschaftsfaktor zu betrachten. Er begnügt sich mit dem Schauen und Genießen, und darum ist sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, alles in dem augenblicklichen Zustande zu erhalten. Anders dagegen der Jäger. Er scheidet die Naturwesen in Nutzwild, sofern sie ihm Fleisch und Fell liefern, und in Raubwild, sofern sie ihm die Menge des Nutzwildes schmälern und gewissermaßen als seine Jagdkonkurrenten auftreten. Seiner Büchse verfallen beide.

Damit ist nun natürlich nicht gesagt, daß der Naturschützer dem Jäger in irgendeiner Weise die Ausübung des Weidwerks kürzen will, indem er die Jagdausübung als den Naturschutzinteressen zuwiderlaufend ansieht. Dafür, daß der deutsche Wald seines edlen Wildes nicht durch unverständiges Schießertum beraubt wird, sorgt der Jäger selbst. Denn jeder echte Weidmann ist darauf bedacht, durch verständige Hege und Wildpflege in harten Zeiten für den nötigen Nachwuchs zu sorgen. Anders werden nur die neuzeitlichen Auch-Jäger vom Schläge Rafftes aus Berlin W. handeln.

Aber nun einmal zu etwas anderm. Vor mir liegt die Nr. 11 der „Zeitschrift für Vogelschutz“, Jahrgang 1921. Da findet sich ein Ausschnitt aus der „Stargarder Zeitung“ folgenden Inhalts:

„Seltene Jagdbeute. Auf dem Rittergut Mulkenthin A hatte der Gutsförster, Herr N., das seltene Jagdglück, am 17. Februar einen Schrei- oder Steinadler (!!!) mit einer Flügelspannung von 2,20 Metern und einer Länge von 95 Zentimetern zu erlegen, außerdem schoß er einen Hühnerhabicht.“

In dieser Mitteilung, die in ähnlicher Form und ähnlichen Inhalts gelegentlich in den Tageszeitungen auftauchen, ist zweierlei bezeichnend: einmal die Tatsache, daß die Tötung eines Adlers von dem Schützen als „seltenes Jagdglück“ bezeichnet wird, also als eine Tat, die als besondere Leistung weitgehendste Bekanntmachung verdient, und allen anderen Jägern gleichsam vorbildlich sein soll (warum sonst die öffentliche Mitteilung?!); zum andern, daß der Erleger nicht einmal weiß, was für einen Vogel er nun eigentlich geschossen hat. Denn einen Schreiadler gleichzeitig als Steinadler zu bezeichnen (siehe den Bindestrich!), stellt den ornithologischen Kenntnissen des Herrn Gutsförsters ein Zeugnis aus, wie es kläglich nicht gedacht werden kann. Ich bezweifle stark, daß der „außerdem erlegte Hühnerhabicht“ sich bei näherer Bestätigung als ein Angehöriger der Habichtsfamilie herausgestellt hätte. Was helfen da alle Hinweise in den Jägerzeitungen und naturwissenschaftlichen Zeitschriften, gewisse Raubvögel, wie Bussard, Turmfalk usw., zu schonen, wenn es Jäger gibt, die keinen Schreiadler vom Steinadler unterscheiden können! Dem Naturfreund gibt es beim Lesen einer solchen Anzeige einen Stich ins Herz, daß wieder einmal einer unserer stolzen und so seltenen Seeadler — denn um einen anderen Vogel wird es sich in diesem Falle, den Maßen nach zu schließen, kaum handeln — aus lustiger Höhe niedergeholt ist. Und ich hoffe, daß ein echter Jäger gleichfalls nicht anders handeln wird wie der Naturschützer, der eine solche Tat rücksichtslos verurteilt und den Adlerschützen als elenden Schießher Brandmarkt. Nach meiner Meinung hört in einem solchen Fall der Weidmann auf, und der Trophäensammler und Balgschütze tritt an seine Stelle. Ich kann es nicht entschuldigen, daß das wehrhafte Flugwild jedem zur Beizscherbe dienen kann, der einen Jagdschein in der Tasche hat und sich „Jäger“ heißt. Und was diese Leute anstiften, muß der weidgerechte Schütze ausbaden helfen.

Nun ist ja nach der Polizeiverordnung vom 31. Mai 1921, die auf Grund des § 34 des Feld- und Forstpolizeigesetzes herausgekommen ist, die Tötung unserer großen Raubvögel unter Jagd, denn die Tiere sind das ganze Jahr hindurch unter Schutz gestellt. Aber nach den bisherigen Erfahrungen in der Stellung vieler Jagdberechtigten zur Raubvogelfrage kann man den Schutz, der den letzten Resten der Raubtiere und Raubvögel durch die Polizeiparagraphen zuteil wird, kaum anders als problematisch bezeichnen. Wird sich ein Jäger, der bisher jeden Habicht und Sperber, Falcken und Adler mit Fall und Kugel tötete, nun durch die Polizeiverordnung davon abhalten lassen, auf einen Raubvogel den Finger krumm zu machen? Ich habe da denn doch meine gelinden Zweifel. Ein Teil von den Jagdberechtigten wird die Verordnung kaum in die Finger bekommen, man denke doch einmal an Besitzer kleiner Eigenjagden und bäuerliche Jagdberechtigte. Sie haben eine starke Abneigung und ein ziemliches Mißtrauen gegen das Studium amtlicher Bekanntmachungen. Und wer sieht sie draußen gleich, wenn sie einen Bussard oder Schreiadler niederknallen, und bringt den Vorfall zur Anzeige, daß die angedrohte Strafe den Täter treffe? Wo kein Kläger, ist auch kein Richter.

Selbstverständlich gibt es unter den Jägern eine beträchtliche Zahl — und sie ist erfreulicherweise im Wachsen — die sich wie jeder andere Naturfreund an den Flugspielen unserer Raubvögel erfreuen und es dem Bussard nicht verübeln, wenn er einmal einen Junghafen für eine besonders groß geratene Maus hält und seiner Brut einen Festbraten vergönnt. Ich weiß von einer ganzen Anzahl von Grünröden, die im dichtesten Hochwald ihres Belaufs einen alten Baum stehen haben, der dicht über dem Boden mit Stacheldraht und ähnlichen hosenfeindlichen Erfindungen übersponnen ist. Oben in den gegabelten Ästen aber trägt er den Horst eines seltenen Raubvogels, den sie wie einen kostbaren Schatz hüten und selbst den besten Bekannten erst hinführen, wenn er mit fürchterlichem Eid tiefste Verschwiegenheit gelobt hat. Im Revier eines solchen Weidmannes ist das edle Raubwild auch ohne Paragraphenschutz sicher vor einer türkischen Kugel.

Sicher wird mir nun aber manch einer von den Jagdberechtigten vorhalten, daß bei dem weitgehenden Schutz, den ich für Raubvögel und -tiere fordere, eine erhebliche Schädigung des Nutzwildes und damit ein Ausfall an dem wirtschaftlichen Ertrag der Jagden eintrete. Eine Schädigung des Nutzwildes gebe ich ohne weiteres zu. Aber sie wird außerordentlich übertrieben, und ich bestreite, daß diese Einbuße überhaupt nennenswert ins Gewicht fällt. Die Jagdberechtigten sind nämlich immer geneigt, den wirtschaftlichen Wert der Jagden viel höher anzusehen, als es den Tatsachen entspricht. Er ist aber verschwindend klein, wenn man ihn in Vergleich setzt zu anderen landwirtschaftlichen Nutzungen. Zum Beweis folgende Ausführungen: Stettin liegt in einer walddreichen Provinz. Besonders die der Provinzialhauptstadt benachbarten Teile Pommerns sind mit ausgedehnten Waldungen bedeckt, die immer noch ihres Wildreichtums wegen berühmt sind, ebenso bergen die gewaltigen Schläge der pommerschen Güter noch ansehnliche Mengen von Hasen und Federwild. Die weitaus größte Menge des erlegten Wildes geht auf den stets aufnahmefähigen Markt der Großstadt, um einen möglichst hohen Preis zu erzielen. Nun haben wir in Stettin ein einziges Geschäft, das ausschließlich Wildhandel treibt, und ein paar andere, die nebenher mit Wild handeln. Die Menge des Wildes kann also nicht groß sein. Sie ist in der Tat so gering, daß der Anteil des Wildes am Lebensmittelmarkt kaum zu spüren ist. Zur schärferen Beleuchtung der wirtschaftlichen Bedeutung der Jagden noch ein zweiter Umstand: Die staatlichen Oberförstereien pflegen jetzt das im Laufe des Jahres erlegte Wild im Wege des schriftlichen Angebots zu verkaufen. Und um welche Mengen handelt es sich dabei? Etwa um 8—10 Hirsche (wenn es hoch kommt!), die gleiche Menge Rehwild und unter Umständen einige Wildschweine und Hasen. Die Oberförstereien umfassen Waldgebiete von 5000 bis 6000 Hektar, und das Wild wird hier besonders pfleglich behandelt. In den Privatforsten dürfte auch keine größere Wildmenge zur Verfügung stehen, denn im forstlichen

Interesse pflegt man einen Bestand von einem Stück Rotwild auf 50 Hektar nicht zu überschreiten. Was kommt also heraus als Nutzertrag der Jagd? Eine Summe, die den Erlös von ein paar Kiefern oder einer mittelstarken Eiche kaum erreicht. Die Schädigung, die an dem Jagdvertrag durch Raubwild verursacht wird, kann nur wenige Prozent des Wirtschaftswertes betragen, und diese tatsächlich verschwindend geringe Summe sollte den Vernichtungsfeldzug gegen geflügelte und vierfüßige Räuber doch wirklich nicht gerechtfertigt erscheinen lassen!

Und schließlich möchte ich noch etwas anführen, was jedem Jäger zu denken geben und ihn veranlassen sollte, immer noch einmal seinen ablehnenden Standpunkt in der Raubwildschußfrage einer Revision zu unterziehen. Wenn man mit einem alten Jäger ins Gespräch kommt, dann wird er gar bald davon erzählen, wie ungleich größer der Wildreichtum in früheren Jahren war. Denselben Eindruck gewinnt man, wenn man die Jagdtragnisse vor 40 oder 50 Jahren mit den heutigen vergleicht. Wie stand es aber um jene Zeit mit dem Raubwild in unseren Wäldern? Nur einige Zahlen als Beleg: 14 Seeadlerhorste in Pommern gegen 4 von heute, 30 Schreiadlerpaare gegen ein Paar, 18 Schlangenanadler gegen 0, von Buffard, Falken, Uhu und Kolkraben ganz zu schweigen! Und die Vierfüßler? Welcher Förster fängt heute noch in jedem Winter seine 10 und 20 Füchse, seinen Dachs und Marder? Ich glaube, damit wäre schlüssig genug bewiesen, daß das Raubwild am Rückgange des Nutzwildes nicht den zehnten Teil der Schuld trägt, die ihm heute oft genug zugeschoben wird. Der Rückgang an Nutzwild und damit am Wirtschaftsertrag der Jagd in der heutigen Zeit soll gar nicht bestritten werden, aber er hat vor allem seinen Grund in der geänderten Waldwirtschaft, vor allem in dem Streben nach Erziehung großer Holzträge im reinen Kiefernforst. Man sucht ja oft genug für eine Erscheinung eine Ursache und findet eine verkehrte. Man bedenke doch einmal nur eins: Wen trifft denn der Schaden, den unser Raubwild anrichtet? Doch nur die verhältnismäßig geringe Zahl der Jagdinhaber, die ungleich größere Menge weiß überhaupt nichts davon. Wir wollen einmal ganz gerecht sein: Wenn das Raubwild den angerichteten Schaden mit dem Leben büßen soll, dann könnte man folgerichtigerweise doch auch verlangen, daß Nutzwild restlos auszurotten, denn der von ihm auf den Feldern angerichtete Schaden übertrifft den vom Raubwild verursachten um ein Vielfaches! Doch diese Forderung zu erheben, soll auch dem sparsamsten Volkswirtschaftler nicht einfallen dürfen, er würde Jäger und Naturfreunde als Feinde gegen sich heraufbeschwören.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen angelangt. Vielleicht hat manch ein alter Graubart, dem diese Zeilen zufällig in die Hände gefallen sind, beim Lesen hin und wieder den Kopf geschüttelt, wohl auch einmal kräftig mit der breiten Faust auf den Eichtentisch geschlagen und sich in Unmut in dicke Wolken nervenberuhigenden Kanasterdampfes gehüllt. Nichts für ungut, ihr Herren von der grünen Farbe! Wir können so fein zusammengehen, wenn wir nur wollen. Ich rechne eine ganze Anzahl von Jägern zu meinen Bekannten, ich freue mich aufrichtigen Herzens, wenn mir ein guter Freund das brave Gehörn eines mit sieben Salben geschmierten Bockes zeigt, der ihn vier Wochen hindurch in Atem hielt, und eine Treibjagd, wo zehn Schützen fünfzig Kreaturen schießen, ist mir auch lieber, als wenn drei Flinten sich in einen Hasen teilen! Aber dann freut euch auch mit uns, ihr alle, die ihr Büchse und Flinte tragt, wenn wir dem schwebenden Adler oder dem schießenden Speiber verhaltenen Atems zuschauen, und beherzigt den Ruf beim Anblick des Raubwildes, ob es kriecht oder fliegt:

„Sahn in Ruh!“

Eindringlinge in unsere heimische Pflanzenwelt.

Von R. Rosenow, Rügenwalde.

Es gibt wohl kaum eine Gegend in Deutschland, die ihr ursprüngliches Pflanzenkleid heute noch zeigt; denn unsere Wälder sind Kulturwälder, unsere Felder und Wiesen Kulturprodukte und auch die meisten Dünen Kulturdünen. Der

Mensch hat die heimische Pflanzenwelt bewußt umgestaltet. Aber auch ohne sein Zutun haben sich viele Pflanzen eingefunden, die nicht urwüchsig sind. Klima und Boden befragten ihnen, so daß sie sich immer mehr ausbreiteten, und heute wissen die wenigsten, daß diese Pflanzen Eindringlinge sind, von denen wir eine ganze Anzahl gerne dahin wünschten, wo der Pfeffer wächst, gegen die wir einen bis heute leider erfolglosen Kampf führen.

Maissträucher und Kalmus gehören zum Biingstefte wie der Tannenbaum zum Weihnachtsstefte, Birkenruten und Osterreier zum Auferstehungsstefte, und doch ist der Kalmus ein Eindringling. Seine Heimat ist Asien. 1557 kam er durch Busbecq, den Gesandten Ferdinands I. am türkischen Hofe, der mit seinem Arzte Wilhelm Quackelbeen die Wurzelstöcke in einem großen See bei Nicomedia in Kleinasien sammelte, nach Wien. 1624 finden wir ihn schon bei Stuttgart und Straßburg, und heute findet er sich an den meisten Flüssen und in stillstehenden Gewässern. Er verbreitet sich bei uns nur durch Wurzelstöcke, denn Früchte bringt er bei uns nicht. Nur in den allerheißesten Gegenden Hinterasiens trifft man auf seine dreifächerigen, fleischigen, rötlichen Beeren. Die fingerdicken, oft gegen 1 Meter langen Wurzelstöcke haben viele starke Nebenwurzeln. Man fragt sich beim Anblicke so manchen stillstehenden Gewässers, das keine Verbindung mit einem Flusse oder Bache hat und doch dicht mit Kalmus umrahmte Ufer aufweist, oft unwillkürlich: Wer mag einen Wurzelstock da einmal hineingeworfen haben? Solche ungeheuren Kalmusbestände weist z. B. der Buxterwitzer See im Kreise Schlawa auf. Eine Antwort auf meine Frage konnte man mir dort ebensowenig wie anderwärts geben.

Der Wurzelstock riecht aromatisch, hat einen bitteren Geschmack und liefert einen vorzüglichen, magenstärkenden Tee von appetitanregender Wirkung, der als ein kräftiges Heilmittel gegen Verdauungsbeschwerden, Herzklappen, Skrofeln, Gicht, Bleichsucht, Gallen- und Nierenleiden gilt. Der Wunsch, ein solch vielseitiges Hausmittel in der Nähe zu haben, ist sicher die Ursache seines ungeahnten Siegeszuges gewesen. Auf seine Heilkraft weist der Name „Magenwurz“ hin, während „Adermannswurzel“ und „Aerwurz“ aus dem botanischen Namen „Acorus“ wohl entstanden sind. Aus Kalmus wurde Kalmus, Kermeswurzel und erdlich Kommerzienwurzel. Als Droge hieß er „Deutsche Ingwerwurzel“ und „hemel (heimische) Zitwerwurzel“. Die Zitwerwurzel Radix Zedoariae (daher der Name) kommt von Curcuma Zedoaria. Sie hat einen stark aromatischen, kampferartigen Geruch und Geschmack.

Es war im Sommer 1914, als ich am hiesigen Hafen zuerst die ostasiatische strahllose Kamille auffand. Sie wucherte in großen Mengen; im folgenden Jahre fand ich sie schon im 3 Meilen entfernten Schlawa und 1921 über den ganzen Kreis verbreitet. Sicher ist sie in Rügenwalde durch Schiffe eingeschleppt worden. Zuerst beobachtete sie 1859 Professor Caspary in der Nähe des botanischen Gartens in Königsberg. Von dort hat sie sich mit ungeheurer Schnelligkeit durch Ostpreußen, Westpreußen und Pommern verbreitet. Es wäre nicht uninteressant, zu erfahren, wie weit nach Westen und Süden sie schon gekommen ist.

In Ostpreußen wurde auch ein anderes, weitverbreitetes lästiges Unkraut zuerst festgestellt, das Kreuzkraut, 1717 vom Propste Helwing, einem der bedeutendsten älteren Floristen, bei Angerburg. Um 1820 trat es zuerst in Westpreußen in der Weichselniederung auf, 1850 im östlichen, 1860 im westlichen Brandenburg. Zurzeit dürfte es über ganz Norddeutschland verbreitet sein. Durch polizeiliche Maßnahmen versuchte man, es auszurotten, hat aber heute diesen Kampf als aussichtslos aufgegeben. Erfolgreicher gestaltete sich dieser gegen die öfter mit Alee- und Leinsamen eingeführte gelbblühende Saaten-Rucherblume (Chrysanthemum segetum), die ich bisher nur einige Male vereinzelt beobachten konnte, die aber in anderen Gegenden eine wirkliche Landplage geworden ist. Ihre Ausrottung wird daher zur Pflicht gemacht.

Ein neuer Abschnitt in der Geschichte dieser Eindringlinge begann mit der Entdeckung Amerikas, das uns neben wichtigen Kulturgewächsen wie Kartoffel, Mais, Sonnenblume usw. ein ganzes Heer von ungebeten Gästen be-

scherte. 1675 trat zuerst nachweislich in Südeuropa die Kanadische Dürrwurz (Erigeron Canadensis) auf, die sich heute bei uns überall an Bahndämmen und auf Sandfeldern findet. Sie stammt ebenso wie die manchmal in Gärten angepflanzte und daraus verwildernde einjährige Dürrwurz (Erigeron annuus) aus Nordamerika.

Von dort kam auch die Wasserpfeife (Helodea Canadensis). Mit den Schiffen gelangte sie 1836 nach Irland, erst 1860 trat sie dann auf dem Festlande auf und verbreitete sich von den Häfen flussaufwärts. Auch einige botanische Gärten im Binnenlande wurden zu Zentren ihrer Verbreitung. Heute findet sie sich von Grenoble bis nach Pest und weit nach Rußland hinein. Anfangs trat sie in solchen ungeheuren Massen auf, daß sie selbst die Schifffahrt hinderte. Vor etwa 30 Jahren machte ich eine Fahrt mit dem alten Raddampfer „Thna“ über den Dammschen See nach Gollnow, als wir auf einmal in ihrem Kraute festsaßen. Auch sie bringt ebenso wie der Kalmus bei uns keine Früchte. Die männliche Form dieser zweihäufigen Pflanze fehlt uns, dafür genügen aber einige Stengelglieder, in ein Gewässer geworfen, um Knospen und Wurzeln zu treiben. Ich erinnere mich, einmal eine Geschichte gehört zu haben, wie ein böser Nachbar einem Müller einen Schabernack dadurch antat, daß er ihm in seinen Mühlenbach ein paar Pflanzen warf, die den ganzen Teich so durchwucherten, daß das Fischen darin unmöglich wurde. Ihrem Wachstum sind aber durch die Natur selbst Schranken gesetzt; denn sie ist eine sehr kalkliebende Pflanze und verschwindet mit dem Kalkgehalt. Heute hält sich ihre Vermehrung in bescheidenen Grenzen. Tiefen Gewässern kann sie überhaupt nicht gefährlich werden. Da sie die Abfallstoffe der Tiere zum Aufbau verwendet, trägt sie zur Reinhaltung der Gewässer mit bei. In der Schule verwenden wir sie bekanntlich, um die Sauerstoffausscheidung durch ihre Zweige und Blätter zu zeigen.

Im Seminargarten zu Dramburg trat mir zum erstenmale um 1890 als lästiges Unkraut das Knospkraut (Galinsoga parviflora) entgegen, gegen das wir einen leider auch erfolglosen Feldzug führten. Seine Heimat ist die Westküste Amerikas von Mexiko bis Chile. In Deutschland fand es sich zuerst 1807 bei Osterode in Ostpreußen, wohin es mit der französischen Fourage gelangt sein soll. Es wird daher auch wohl Franzosenkraut genannt. Im Rügenwalder Stadtwalde ist es eines der häufigsten Unkräuter.

Aus Virginien in Nordamerika kam auch zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Nachtkörze (Oenothera biennis) in den botanischen Garten zu Padua. Als Rapontika wurde sie ihrer Wurzel wegen später vielfach angebaut. Schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts galt sie in Europa als völlig eingebürgert. Auf Sandboden findet sie sich heute von Südfrankreich bis Mittelrußland, von Schweden bis zum Kaukasus in solchen Mengen, daß sie als einheimische Pflanze erscheint.

Eine besondere Flora weisen die Schutthaufen auf. In lieblichem Nebeneinander findet man da Küchen- und Gemüsekräuter neben den schärfsten Giftpflanzen wie gestielten Schierling, Bilsentraut und Stechapfel. Letzterer hat seine Heimat wahrscheinlich am Schwarzen Meer und ist durch Zigeuner eingeführt worden. In den mittelalterlichen Hexenprozessen spielt das genannte schöne Dreigestirn neben anderen Giftpflanzen eine große Rolle. Es wurde als Betäubungsmittel bei Geisterbeschwörungen, auch zu Gift- und Liebesgetränken gebraucht.

Bei meiner Wanderung habe ich mich an solche Pflanzen gehalten, die allen bekannt sein dürften. Wer eine vollständige Liste aller Eindringlinge aufstellen wollte, müßte ein dickes Buch schreiben. Bei vielen dürfte es sich auch kaum mehr nachweisen lassen, wann und von wo aus sie einmal zu uns gekommen sind. Würde z. B. der Akerbau bei uns plötzlich aufhören, dann würden auch die typischen Akerunkräuter verschwinden wie Kornblume, Kornrade, Rittersporn und Klatschmohn. Das kann man in Heidegegenden und besonders auch an der Küste, wo der nährstoffarme Sandacker oft in Zwischenräumen von mehreren Jahren beackert wird, genug beobachten. Mit der

Saat stellen sich die Unkräuter ein. Im ersten Brachjahre scheinen sie sich zu verdoppeln und zu verdreifachen. Das ganze Feld gleicht einem farbenprächtigen Blumenbeet. Im zweiten Brachjahre aber verschwinden sie und räumen den Heidepflanzen das Feld.

Wahre Tummelplätze für die Eindringlinge bieten die Güterbahnhöfe und Hafenanlagen mit ihren Ballastplätzen. Da kann man im Sommer die Kinder der Flora aus aller Herren Länder beobachten, und manchem sieht man es nicht an, daß seine Wiege in den heißesten Ländern gestanden hat. Aber im Herbst kommt die große Sichtung, die nur diejenigen überstehen, die sich unsern klimatischen Verhältnissen anpassen können. Vielleicht reizen diese Zeilen diesen oder jenen zu Beobachtungen, die er an dieser Stelle mitteilt oder mir übermittelt. Damit wäre der Zweck dieser Arbeit erfüllt.

Ruhgerichte.

Die alten berühmten und ehemals so wichtigen Bauerngerichte Norddeutschlands sind längst zu Grabe gegangen. Sie und da findet sich gegenwärtig noch ein Schatten davon in einigen Gebräuchen.

Wohl am zähesten, bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, erhielten sich besonders in Pommern die sogenannten Kaspel- oder Ruhgerichte, obwohl längst der Atem der neuzeitlichen Gesetzgebung zersekend darüber gefahren war. Diese uralten Kirchspiel- oder Köhrgerichte, wie wir sie vor Zeiten zum Beispiel in Plate, Zirkwitz, Manow finden, wirkten sehr segensreich in einer Zeit, da die Landesgerichtsbarkeit noch recht unzuverlässig, parteiisch und langsam war. — Der Pfarrer eines bedeutenden Kirchspiels oder der Schulze eines großen Dorfes, in kleinen Landstädten der Bürgermeister, war Präsident desselben und die Kirchenvorsteher oder die Schulzen der übrigen Ortshäufen des Sprengels Schöffen. Die Untersuchung und Urteilsprechung erstreckte sich auf Streitigkeiten, die im Betriebe der Land- und Hauswirtschaft entstanden. Einige dieser Gerichte hatten solchen Ruf, daß sich auch schloßgesessene Edelleute ihnen anvertrauten. — Der strittige Fall mußte etwa eine Woche vor dem Gerichtstage und so bald wie möglich dem Präsidenten schriftlich angezeigt werden; freie Leute durften auch mündlich melden. Darauf gab der Pfarrer als ständiger Gerichtsssekretär am nächsten Sonntage von der Kanzel den Termin, der zumeist auf den nächstfolgenden Sonntag fiel, bekannt und lud die Schöffen ein. Am festgesetzten Gerichtstage versammelten sich feierlich Pfarrer und Schulzen nach beendeter Gottesdienste vor dem Altar, woselbst nochmals Kläger wie Beklagte nach vorausgegangenem Ermahnung zur Wahrheit gehört wurden. Darauf zogen sich die Gerichtsherren zur Beratung in den Turm oder ins Pfarrhaus zurück. Hier wurde das Urteil am Schluß der Sitzung gleich niedergeschrieben und vom Vorsitzenden alsbald den Parteien bekanntgegeben, wenn diese die üblichen „Gerichtsbeden“ entrichtet hatten: 4 gg (4 Gute Groschen = 50 Pf.) der Kirchenkasse, 2 gg dem Pfarrer und je 1 gg jedem Schöffen. — Das Urteil war sofort rechtsgültig und eine Appellation an eine höhere Instanz gab es nicht, da es sich hier um ein freies Gericht handelte. G. Wiehke.

Pommersches Land in Gefahr.

Ein Hilferuf für das vom Untergang bedrohte Damkerort*).

Oft schon hatten wir gehört von dem vielgenannten Fischerdorf auf der schmalen Nehrung, die sich hinzieht südlich Rügenwalde zwischen der Ostsee und dem Seebusdower See, so genannt nach einem der größten an ihm gelegenen Orte. Es ist nur eins der kleinsten Dörfer im Kreise Schlawe, aber doch weit über die pommersche Heimat hinaus bekannt, selbst in süddeutschen Zeitungen konnte man den Namen Damkerort gedruckt sehen.

Zwar war es immer ein trauriger Anlaß, wenn man von ihm hörte. Von Wassers- und Todesnot war dann die Rede. Immer wieder wurde es von Sturmfluten,

*) Aus der „Schlawer Zeitung“, vom 6. Juli 1922.

an denen die Ostsee ja nicht arm ist, und die sich mindestens alle Jahrzehnte wiederholen, furchtbar heimgesucht. Im 17. Jahrhundert, so meldet die Chronik, ist das ganze Dorf schon einmal ein Opfer der Wogen geworden. Wenn es später auch nicht wieder so weit gekommen ist, hat die See seinen Bewohnern immer wieder zugesetzt.

Jede Generation kann erzählen von Tagen furchtbaren Kampfes mit den Elementen und von sturmdurchheulenden Nächten, die in banger Erwartung unentrinnbaren Unheils durchwacht wurden. Jede Generation kann aber auch erzählen von hilfreicher Unterstützung aus der pommerschen Heimat, aus dem ganzen Deutschen Reich, die zu ersehen versuchte, was die habgierige See zerstört und geraubt hatte. Noch heute trägt dieser und jener der Fischer ein Kleidungsstück, das aus den bayerischen Bergen gesandt wurde. Aber auch heute noch ist wohl Damkerort der gefährdeste Punkt der pommerschen Küste. Ja, heute mehr als jemals zuvor. Seitdem im Dezember vorigen Jahres die Ostsee hart südlich des Dorfes die Nehrung durchbrach, muß man damit rechnen, daß in wenigen Jahren Damkerort rettungslos zum Untergang verurteilt ist, wenn nicht . . . unverzüglich und vor allem tatkräftige Abwehrmaßnahmen getroffen werden.

Schon zu Anfang des Jahres besaßen sich auf Betreiben der Landbundsgruppe des Kreises Schlawe die provinziellen Verwaltungsbehörden mit der Angelegenheit. Besichtigungen fanden statt, Besichtigungen stehen auch wieder in Aussicht, aber . . . geschehen ist noch nichts.

In der letzten Kreistagsitzung des Kreises Schlawe wurde erst wieder ein Hilferuf laut, der uns veranlaßte, uns näher mit der Notlage Damkerorts und der Ortschaften am Seebudower-See zu befassen. Gern folgten wie einer Einladung, die es uns ermöglichte, an Ort und Stelle einen Ueberblick zu verschaffen, und auf Grund des dort durch eigene Anschauung gewonnenen Urteils die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und der zuständigen Stellen auf die ungeheure Gefahr, die hier für einen großen blühenden Landstreifen besteht, zu lenken zu versuchen.

Unter sachkundiger Leitung des Gemeindevorstehers von Neuwasser brachte uns in Begleitung des zuständigen Amtsvorstehers einer der eigenartig schmalen, tüchtigen Rähne, in denen die Fischer auf dem See ihrem Gewerbe nachgehen, bei tüchtiger Brise über den See an die Durchbruchsstelle. Schon in der Höhe von Alt-Steinort konnten wir an den weißen Gischämmen erkennen, wo die Ostsee die schützenden Dünen weggespült hatte und nun ungehemmt ihre Wogen in den Seebudower-See warf. Der Fischer machte uns auf die eigentümlich grüne Färbung aufmerksam, die plötzlich das Wasser annahm: Salzwasser, wie wir durch Schmecken ausprobierten. Der ganze Südtel des Sees ist schon voll Seewasser; wenn man auf den Dünen steht, kann man im See genau die andersgefärbte Süßwassergrenze sehen. Diese stetig zunehmende Versalzung verursacht die langsame, aber sichere Vernichtung der Fischbrut und damit des Fischbestandes, von dem die in den Dörfern am See wohnende Bevölkerung lebt; sie bedeutet weiter die allmähliche Vernichtung der weiten fruchtbaren Aferwiesen und damit der Viehhaltung. Schon jetzt hat das Salzwasser die Grasnarbe bei den zu Eventhin gehörigen Wiesen in erheblichem Umfang aufgefressen.

Nach der Landung auf der Nehrung besichtigten wir den Durchbruch. Auf 800 Meter hat die See die 3—4 Meter hohen Dünen fortgespült.

Ungehemmt rollen die Wogen über den Sand im Durchbruch, der je nach dem Wasserstand in mehr oder minder breiter Ausdehnung unter Wasser steht; vom Spätherbst ab liegt er, wie die uns geleitenden Damkerorter versicherten, ein Meter unter dem Wasserpiegel.

Wer die Ostsee kennt, weiß, was das bedeutet. Hoffentlich kannten die die Stelle besichtigenden Regierungsräte sie nicht nur in leise kosender Sommerfrischer-Brise, weil sie sich dann nicht den mindesten Begriff davon machen können, was diese dem Laien so harmlos erscheinende Unterbrechung des Dünenzuges bedeutet, hoffentlich kennen sie die Ostsee auch, wenn sie in Dezemberrächten heult und

tobt und mit unheimlicher Gewalt ihre meterhohen Wellen durch diese Gasse wirft, die sie sich hier aufgebrochen hat, wie der Sog an den Dünenrändern rechts und links des Durchbruchs gurgelnde Strudel bildet, und wie Meter um Meter von der schützenden Düne lautlos in der Tiefe versinkt, wie Meter um Meter der bis dahin hinter ihrem Schutz liegenden Hütung, der einzigen Nahrung, für das Vieh der Damkerorter in der Flut untertaucht — später, wenn es wieder hervorkommt, eine steinübersäte unfruchtbare Sandwüste — wie Meter um Meter sich die Entfernung vom Dorf zum Durchbruch verkürzt, wie der See durch die hemmungslos hineingeworfenen Meereswogen steigt und steigt und — in vier Stunden — über die Höfe der Gehöfte in Damkerort spült und in den Ställen das vor Angst brüllende Vieh im Wasser steht.

Wir fürchten, daß das die besichtigenden Herren nicht wissen, denn sonst hätten sie darauf gedrungen, daß bald etwas geschah (sie sind ja von den heimischen Behörden, soweit wir wissen, aufmerksam gemacht worden), daß damals etwas geschah, als es noch Zeit war. Was dort zur Abhilfe bis jetzt geschehen ist, ist lächerlich. Die Streichhölzer, die man, als der erste Durchbruch da war, in den Sand steckte, um die Wellen aufzuhalten, stehen heute in ihren Fragmenten weit draußen und tauchen ab und an aus den ihrer spottenden Wellenbergen auf: die Reißigbündel, die eine Strecke lang zum Schutz vor den Dünen aufgesteckt sind, sind für die Käse; sie werden von dem nächsten Sturm in die See gespült und zerreißen nur den Fischern die festbaren Netze.

Mit Kleinigkeiten ist nicht mehr zu helfen. Es müssen vielleicht erhebliche Summen ausgegeben werden. Es müssen Bühnen in die See getrieben werden. Betonmauern gezogen werden. Weil man rechtzeitig die Million nicht dran wandte, wird man jetzt deren viele ausgeben müssen. Im Frühjahr dieses Jahres mußte die Arbeit beginnen, im Juli soll wieder eine Kommission besichtigt, bis September liegt der Bericht voraussichtlich im Aktenschrant eines Geheimrates in Berlin, im Oktober ist wegen des Seegangs nichts mehr zu machen, im Dezember versinken die nächsten 400 Meter in der Tiefe. Und noch mehr Millionen werden im nächsten Frühjahr aufgewandt werden müssen, um noch zu retten, was zu retten ist.

Es ist aber noch sehr viel zu retten. Es handelt sich nicht nur um das Fischerdorf Damkerort auf seinem 200 Meter breiten Landstreifen, der sich dem Durchbruch zu bis zu 20 Metern verengt.

Es handelt sich um alle Ortschaften am Seebudower-See, um die ganze Landschaft, um die Bevölkerung der ganzen Gegend.

Wenn die schützende Nehrung in größerer Ausdehnung verschwindet, wird der Seebudower-See eine Ausbuchtung der Ostsee, sind außer dem dem Untergang geweihten Damkerort die Dörfer Neuwasser und Seebudow und am See gelegene Ausbauten unmittelbar bedroht, geht das weite Flächen umfassende Weidengelande von Neuwasser, Seebudow, Steinort, Eventhin zu Grunde, muß mit ungeheuren Kosten am Ostfer des heutigen Seebudower-Sees ein neuer Dünenzug geschaffen werden, und eine zahlreiche Bevölkerung wird, abgesehen von denen, die das Erbe ihrer Väter gänzlich verlassen müssen, in ihrem Erwerb zum mindesten schwer geschädigt, ist sie es doch teilweise schon heute, wie wir bereits erwähnen (Schädigung der Wiesen, Zerstörung der Fischbrut. Die Damkerorter Fischer, denen die See die hinter den Dünen liegenden Weideplätze großen Teils aufgefressen hat, waren bei der Regierung eingekommen, man möchte ihnen von den am Ufer bei Eventhin gelegenen fiskalischen Wiesen einige als Ersatz zusprechen. Sie wurden mit dieser Bitte abgewiesen).

Die hier gekennzeichnete Entwicklung ist nach dem Urteil der Sachverständigen und Beteiligten, auf die die Schilderung sich stützt, unvermeidlich, wenn nicht bald und umfassend geholfen wird. Ob sie in 3 oder 10 Jahren vollendet sein wird, oder ob sie durch das Eintreten einer großen Sturmflut sich in einer Katastrophe über Nacht vollenden wird, das vermag niemand vorauszusagen; daß sie sich vollendet, ist sicher, wenn nicht geholfen wird.

Mit ihr aber werden außer wirtschaftlichen auch nicht zu unterschätzende ideale Werte, an denen unser Vaterland nicht gerade mehr sehr reich ist, vernichtet werden. Es war eine seltene, innerlich Gewinn bringende Stunde, die wir dort am sauber gedeckten Kaffeetisch in der einfachen, niedrigen Fischerstube Damkerorts im Kreise der urwüchsigen, derben Fischer verbrachten als einer der seltenen Gäste, die ihren schmalen Strand betreten. Gestalten mit Fäusten, denen man es ansah, daß sie zufassen können, wenn es in tobenem Wintersturm anzupacken gilt, um das nackte Leben zu retten, dabei Männer mit Augen so jung und so blau im verwitterten Schiffergesicht, wie die See, wenn sie Sommerabends leise und harmlos ihr ewiges Lieb rauscht. Man stampft gern mit ihnen durch den Dünenland und hört zu, wie sie ernst und in nüchterner Ruhe erzählen von der letzten Sylvesternacht, wo ihnen das Wasser in der Stube stand, rechts der Durchbruch aufriß, links das im Sommer trockene Tief den Weg nach Neuwasser versperrte, im See das Treibeis sich türmte und jeden Kahn, mit dem sie zu entfliehen gewagt hätten, zerdrückt haben würde, dazu das Telephon die einzige Verbindung mit der Außenwelt gestört war, so daß sie nicht einmal mehr mitteilen konnten, daß sie in der letzten Stunde des Jahres auch die letzte Stunde ihres Lebens gekommen glaubten.

Anders erscheint einem bei solcher Erzählung plötzlich die idyllische Sommerruhe des so lieblichen Stückchens Erde zwischen den Wassern, anders, als laure unter der leise wogenden, glitzernden Fläche, auf die man zu beiden Seiten von der Düne herabschaut, ein heimtückisches Antier, das plötzlich aufspringen kann. Und man versteht den düsteren Ernst, mit dem die Gastgeber immer wiederholen: ja, es ist schön bei uns, jetzt, aber . . . wenn der Winter kommt!

Darum rufen wir hinein in unsere pommersche Heimat — wir wenden uns dabei besonders an die pommersche Presse und die pommerschen Abgeordneten: Pommersche Erde ist bedroht, pommersche Landsleute sind in Gefahr. Helft durch Wort und Tat, daß ihnen Rettung wird.

Friedrich-Wilhelm Rosenau

Flurbezeichnungen aus dem Kreise Regenwalde (Amtsgerichtsbezirk Labes).

Seen und Teiche.

An der Chaussee Wangerin—Dramburg, vor dem Wangeriner Stadtwald, liegen 3 Seen, der Ober-, Mittel- und Nieder-Schwärf genannt. „Schwärf“ ist ein volkstümlicher Ausdruck für „dunkle Wolke“ oder „schwarz“ überhaupt. Dieselbe Bedeutung hat der Janow-See oder große und kleine „Zahn“ bei Schönwalde. Zahn ist nur eine mundgerechte Entstellung aus szarne, sl. schwarz.

In derselben Gegend nennen uns die Karten einen kleinen Dolgen-See, einen Boggen-See, einen langen Forth-See, einen krummen Biesen-See.

Dolgen-See heißt langer See von sl. dolg, lang, Boggen-See ist Frosch-See. Forth ist gleich Furt, seichte Stelle. Biesen sind Binsen, also Halbgräser. Frosch-Seen sind auch der Sabiz-See bei Rosenfelde und der Jöpzinke in der Nähe von Gerdshagen. Letzterer heißt auf einer alten Karte des Borden-Kreises (jetzt Kreis Regenwalde) eines Landmessers Greilich vom Jahre 1779 der Sepzingsche See, und Brügge-mann (Ausführliche Beschreibung des Herzogtums Vorpommern und Hinterpommern, Stettin, 1784) nennt ihn Zopzien. Beide Worte, Sabiz und Sepzing, enthalten das slawische saba, Frosch.

Unweit der Wangeriner schwarzen Seen liegt bei Henkenhagen der Damerow-See, d. i. der Eichwald-See, von sl. dabrowa, Eichwald.

Nördlich davon bei Klausshagen liegt ein Kressin-See. Kressin oder Krössin ist entstanden aus sl. grezina, Wäldchen, das viel Reissig enthält.

Der „Boittke“ bei Reckow bedeutet vielleicht „kleines Gewässer“, von woda, sl. Wasser, mit der Verkleinerungs-

endung fe. Vgl. dazu Dorf Woizel bei Labes, das früher Woizel und Wozell hieß.

In der sog. Hohenheide liegen der Schlottin-, Niefter- und Rotentow-See. Ersterer ist der Salz-See, von sl. slatina, Salz. Niefter ist entstanden aus nivica, fruchtbarer Acker, also der See beim fruchtbaren Acker. Rotentow, auf der vor- genannten Karte „Godentow“ geschrieben, entzieht sich der Deutung.

Der Linow-See bei Lessenthin führt seinen Namen von seinen lehmigen Ufern. (lin, sl. Lehm.)

Zwischen Kankelfitz und Dübrow liegt der Mellen-See, d. i. der seichte See, von sl. meln, seicht. Dasselbe bedeutet der Mellnitz-See bei Karnik.

Unweit des Mellen-Sees liegt der Rohn- oder Röhne-See, der Pferdesee, von sl. Kon, Pferd. Wahrscheinlich war dort eine Pferdeschwemme von dem nahegelegenen Gute Rohn („Pferdekoppel“) aus.

Bei Stramehl liegt der St. Jürgen-See, der an den Ritter St. Georg erinnert, dem zu Ehren dort im 14. Jahrhundert eine Kapelle lag. (Vgl. Sello, Quellen des Vordordegischlechtes, Bd. 1.)

Der Düpten-See bei Gienow heißt nach den Düpten, das sind tiefgelegene Wiesen; von mittelhochd. dupe, dupede, dupte, tief.

Zarnickow, Amtsgerichtsrat.

Der Heldenweg.*)

Am rechten Ufer der Oberweser, dem Flecken Bederhagen gegenüber, mit diesem durch eine Fähre verbunden, liegt das Dorf Hemeln. Etwa 500 Einwohner zählend, lugt es mit roten Dächern und einem Kirchturm freundlich aus dem Grün der Obstbäume heraus. Seine Wiesen und Felder erstrecken sich in weitem Halbrund sanft ansteigend bis zu den Füßen des Bramwaldes, dessen Höhenzüge sie oben umgrenzen. Die Feldmark ist baumlos, nur ein schmaler Gehölzstreifen zieht sich, einem Bachlaufe folgend, vom Bramwalde eine Strecke ins Wesertal hinein. Am oberen Ende dieses Gehölzes liegt anmutig, inmitten wohlgepflegter Gärten, die Försterei Köhrmühle, die von Hemeln aus in einer halben Stunde Gehzeit zu erreichen ist. Ein herrlicher Rückblick auf Hemeln und Bederhagen, den schimmern den Weserlauf und den gegenüberliegenden Reinhardtswald lohnt den Wanderer, dessen Weg vorbeiführt, wenn er, die Höhe des Bramwaldes überschreitend, Ellershauen oder Löwenhagen erreichen will.

Hier in dieser idyllischen, zur Ruhe und Beschaulichkeit einladenden Stelle, weitab vom Getriebe der Welt, hat der Verwalter der Försterei, Hegemeister Madlung, für die im Weltkrieg Gefallenen der Gemeinde Hemeln eine Gedächtnisstätte von größter Schlichtheit, aber weishevoller Stimmung geschaffen. Er führt den Vorübergehenden gern an die Stätte und weiß mit Begeisterung seine Auffassung über Kriegerehrung in ländlicher Umgebung und den Werdegang des hier nahezu Vollendeten zu schildern. Wenn, so führte der Hegemeister aus, wir Gedächtnisstätten schaffen wollen für die Ehrung unserer im Weltkrieg gefallenen Helden, so sollen wir sie hinauslegen aus der Enge des Ortes an eine schöne Stelle im Freien, wo sich der Himmel weit über uns spannt und wir Umschau halten können über alle Schönheiten, die sich ringsum bieten! Als einen geeigneten Ort für die Errichtung einer Wehestätte zum Gedächtnis an die 42 Gefallenen Hemelns habe ich das von der Försterei sich talwärts erstreckende Gehölz erkannt, das als Bogelschuhholz bei der Verpoppelung der Feldmark zum Gemeindeeigentum ausgewiesen ist und als solches dauernd erhalten bleibt. Das Gehölz besteht aus Erlen, Weißbuchen und niedrig wachsenden, blühenden Buscharten, die den Vögeln Unterschlupf und Nistgelegenheit bieten; ein munterer Bach durchfließt es, dessen Plätschern Wohlklang und Kühlung verbreitet. Am Rande des den Gehölzstreifen begleitenden Weges sind in einem Abstände von je 15 Schritten 42 Linden gepflanzt,

*) Aus „Das Land“, Zeitschrift für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten der Landbevölkerung.

für jeden Gefallenen eine. Die Hinterbliebenen der Gefallenen haben die Bäume mit eigener Hand eingesezt, die Pflanzgruben ausgehoben und sie mit je zwei Fudern aus dem Tale heraufgehobler fruchtbarer Erde gefüllt, dadurch ein rasches Wachsen und Gedeihen sichernd. Die Linden werden bald das niedrige Gehölz überragen, in späteren Jahrhunderten mit mächtigen Kronen das Tal beherrschen und als Wahrzeichen von weit aus sichtbar sein. An jedem Baume ist zunächst mit einfacher Schrift an den Baumpfählen, der Name des Gefallenen, dem der Baum gewidmet ist, angebracht; eine dauernde Bezeichnung durch Schrifttafeln ist vorbereitet. An manchen Bäumen hängen von liebender Hand gewidmete Kränze, und Blumenpflanzungen umgeben ihren Fuß. Inmitten der Anlage, dort, wo der Bach mit einem kleinen Wasserfall in ein lauschiges Becken rieselt, ist mit schlichten Anpflanzungen geziert, eine mit Bänken umstellte Platzanlage geschaffen, in deren Mitte auf einem Unterbau ein mächtiger Quarzblock gestellt wurde, bestimmt, auf einer Bronzeplatte eine Weisheitschrift zu tragen. Seitwärts sind Steinblöcke zu einer Art Kanzel aufgeschichtet, von der aus bei feierlichen Gelegenheiten, wenn sich die Gemeinde zum Gedächtnis der Gefallenen versammelt, Ansprachen gehalten werden können. Am Bache ist eine Steintafel mit folgender Inschrift aufgestellt:

Aus der Heimat Erde sprudelt die Quelle,
Sie ladet den Durstigen zur Labung, den Wanderer zur kurzen Ruh,
Erinnert uns an den Tränenstrom, an das Tränenmeer,
Das Deutschlands Trauernde um die Helden weinten.
Der dahinrieselnde Bach murmelt.
Die Quelle plätschert,
Die Heldenlinden rauschen,
Die Vögel singen es:
„Jung-Deutschland, vergiß deine gefallenen Helden nicht.“

Der Plan zur Errichtung der Gedächtnisstätte ist zunächst auf harten Widerspruch gestoßen. Ein großer Teil der Männer des Ortes konnte sich mit ihm nicht befreunden, sie wollten lieber ein Steindenkmal an der Kirche oder an einem sonst in nächster Nähe des Ortes gelegenen Platz errichten. In jähem Festhalten an dem für richtig erkannten Gedanken, gelang es, zunächst eine Zahl einsichtiger Männer, sowie die Mütter und Witwen der Gefallenen für ihn zu gewinnen, bis es schließlich möglich wurde, ihm mehr Freunde zuzuführen und die Ausführung in die Hand zu nehmen. Jetzt, wo alles der Vollendung nahe ist, findet der Plan immer mehr Anerkennung, und die Gemeindeglieder freuen sich über das in eifrigem Zusammenwirken Geschaffene. Auch manchem Vorüberwandernden ist das Geschaute zu Herzen gegangen, und zum Nachdenken angeregt, zog er seines Weges weiter.

Der Hegemeister schließt die Ausführungen — und dabei leuchten seine Augen aus dem gebräunten, härtigen Antlitz — mit den Worten: Wenn ich mir vorstelle, daß in späterer Zeit die 42 Linden an einem schönen Sommertage voll in Blüte stehen, ihr süßer Duft, vereint mit dem jubelnden Gesang der Vögel und dem Summen der Bienen, zum Himmel steigt, dann werden die Kriegerseelen sich aus dem Aether herabsenken und sich verbinden mit dem Gedanken der Hinterbliebenen, die an der Weishestätte zu ihrem Gedächtnis im frommen Sinne versammelt sind.

In herzlichster Dankbarkeit für das Geschaute und in Bewunderung für den schlichten Schöpfer der Weishestätte seht der Wanderer seinen Weg fort, im Nachsinnen zu der Ueberzeugung kommend, daß die in Himmeln in treuem Zusammenwirken mit den einfachsten Mitteln und mit geringen Kosten aus begeistertem Herzen geschaffene Stätte sich auszeichnet vor mancher anderen, die in hergebrachten Formen mit großem Aufwande geschaffen wurde.

Zur Erinnerung an E. Daenell und A. Grimm (Alfred Tra).

(Geboren 1864 in Petershagen.)

Wir haben kürzlich zwei deutsch-amerikanische Schriftsteller verloren: E. Daenell, Verfasser einer Geschichte der

Bereinigten Staaten von Amerika und mehrerer anderer Bücher über „Die Hanja“ und „Die Spanier in Nord-Amerika“; er war Professor der Geschichte in Münster in Westfalen, wurde in Stettin, Pommern, geboren und starb Ende vorigen Jahres am Lungensieber in Münster in den besten Jahren, ein guter Deutscher, verehrt und beliebt. Vor dem Kriege war er in den Vereinigten Staaten Amerikas als Austauschprofessor und hielt auch einen Vortrag in englischer Sprache vor den Lehrerinnen und Lehrern in unserer Hochschule in Evansville, wo viele von uns Gelegenheit hatten, ihn zu hören; das war, wie gesagt, vor dem letzten Kriege. — A. Grimm (Alfred Tra) an den wir hier gleichfalls erinnern wollen, war ein Landsmann von Daenell und kam aus der Nähe von Schivelbein, dem Geburtsort Rudolf Virchow's, mit seinen Eltern als kleiner Junge nach New-York, hier arbeiteten die Eltern bis sie Geld genug zur Weiterreise nach Wisconsin hatten, und sich dort bei Pella in Shawanno County, Wisconsin mit einem Onkel des jungen Grimm vereinigten, wo derselbe, wie er mir einmal schrieb, „die Naturgeschichte der Feldsteine, der Pferde, der Schweine, der Rinder und anderer nützlicher Geschöpfe studierte, natürlich alles auf gut plattdeutsch.“ Der Prediger, bei dem der junge Grimm in Pella in die deutsche Schule ging, wurde auf den aufgeweckten Jungen aufmerksam und redete den Eltern zu, ihn auf dem Predigerseminar in Springfield, Illinois, studieren zu lassen. Da die Eltern noch nicht wohlhabend genug dazu waren, half er sammeln und erwirkte Unterstützung auf dem Seminar. In Springfield studierte der junge Grimm nun acht lange Jahre und half die letzten drei Jahre als Vicar in kleinen deutschen Gemeinden aus. In seinem Buche „Aus der alten Kaffeemühle: Geschichten aus der Studentenzeitalter von Alfred Tra“, hat er uns seine Erlebnisse im Seminar und die Lehren der Anstalt fesselnd beschrieben. Da das Klima ihm nicht gut zu bekommen schien und er Heimweh nach seinen Lieben hatte, zog er wieder nach Wisconsin. Hier war er zuerst als Missionsprediger tätig, bekam dann die Predigerstelle an der evangelisch-lutherischen Kirche in Antigo, wo er einen festen Halt gewann und eine Jugendfreundin zum Altar führte, die ihm eine gute Hausfrau und Pastorin machte; Kinder vergrößerten den Familienkreis und machten das Paar glücklich bis ihn am 14. Februar dieses Jahres ein Schlaganfall traf, an dem er den 12. März 1922 starb. Er hat einen guten Kampf gekämpft und hinterläßt viele Freunde, seine Frau und zwei Söhne, auch die alte Mutter lebt noch.

Seine erste Erzählung: „Des Pastors Nachlaß“, machte ihm gleich Freunde, durch die schlichte Weise und das anspruchslose Leben der Pastoren auf dem Lande, und diese Schilderungen waren noch dazu durch freundlichen Humor gewürzt. Dann folgten die Bücher: „Das Sägemühlendorf“, eine Erzählung aus dem Indianeraufstande im Shawanno County, Wisconsin; „Das Stiefmütterchen“ und viele andere Erzählungen. Ganz hübsch ist das Buch: „Im Zuckerbüsch“, eine Erzählung aus dem Landleben, worin er trotz der christlichen Färbung die Heuchler bloßstellt. Mehrere Bücher hat er mit plattdeutscher Rede gespickt, um sie seinen pommerschen Landsleuten schmackhafter zu machen. Da unsere Willard-Bibliothek eine Auswahl von Alfred Tra's Büchern hat, so ist diese Bücherei als einzige hier, welche deutsche Bücher enthält, zu empfehlen.

W. A. Fritsch, Evansville.

Neue Bücher.

1. „Friedhof und Denkmal“, Halbmonatschrift, herausgegeben von Robert A. Witte, Verlag der Zeitschrift Friedhof und Denkmal G. m. b. H., Dresden A. 6. — Vierteljährlich, durch die Post bezogen, 40 M.

Das vorliegende Doppelheft 1/2 bringt einen Aufsatz von Waldo Wenzel, Dresden, über „Die Bedeutung der Friedhofsreform“, der sich in ernsthafter Weise mit allen Fragen der Friedhof- und Grabmalgestaltung auseinandersetzt und wert ist, allgemein Verbreitung zu finden. Vorzügliche Abbildungen bereichern ihn.